

Offener Schreibbrief von Lizzie Kaufstengel.



No. 609. Besohr daß ich Ihre erzähle, wie meine Partie, wo ich so trauig als ein Krieger obder wie mer auf deutsch sage duht, for ichoven zu werde, iwovernomme hen, ausgange is, dent ich is es mehre von Interest for Ihre, wenn ich Ihre zuersch emal e Descrippchen von die Memberch von unsern Piedro-Klob geuowe duhn. Ich denke, es sin doch noch mehre dabel, wo Sie noch nit kenne un ich weiß ja wie neugierig die Menschch sin. In die erschte kein ich un der Philipp, was mein Hosband is. Ich denke nit, daß ich Ihre von die zwei noch ebbs zu sage brauche. Das nächste Koppel, den Wedesweiler un seine Alte, die kenne Se auch un es is nit nefferric, daß ich Ihre auch von die noch ebbs mittheile.

Ich duhn bei die annere die Name e wenig aufmische un isidynsche. Sie sin ehbel un duhn die ganze Stohrie pobbliche un ich deht noch nit gleiche, da in Trubel zu komme. Wenn ich emal nit mehr zu den Klob belange duhn, dann geb ich nids mehr drum. Well, da is zuersch die Missus Gunterschlum mit ihrem Hosband. Der Mann is for die längste Zeit bei jede Eledschen auf den demotratische Tidel for ebbs gelaufe, bei den Laufe is ihn awover immer der Adam ausgange un for den Kiesen is er geleift worde. Dann hat er seine Pallitids gefschnecht un is bihofr die Riepublicens gange; da hat er awover auch kein Sucher gehabt un er hat mit einem mal erkliert, daß die ganze Pallitids ihn gestohle wer'n könnt. En diesemter Mann hätt keine Fschens un da hat er en Saufun gestart.

Der Mister Blessing is en alter Wätscheller, wo nur in Lehdies Casseische affschichte duht. Er bring immer e Bads Rändie for die Lehdies un duht se helte ihre Klobts ausziehe un anziehe un gibt se e ganze Lat hatt Ehr un das is auch so weit wie es geht. Schon manche unverheiratede finkete Lehdie hat gedent, daß se ihn fetische könnt, awover er duht se immer damit abschrede, daß er sagt, er hätt noch e Frau in die alte Kontrie un noch e annere in die Juncetel Stehis un for den Kiesen könnt er nit dran denke, sich noch emal ins Unglück zu sterze.

Dann sin da der Mister Fielch un seine Alte. Das sin zwei recht nette Leut, wenn se auch e wenig artig dumm un stille sin. Se sin feimschiel gut geficht, wo se awover ihr Geld her hen, das weiß kein Mensch. Mit seine Schmartzigheit hat er es schuhr genug nit gemacht, awover die Dumme hen ja immer das Glück. Se hen auch zwei Buwe, awover die duhn zu nids emante; der eine is en Dubd un spohrt nids, un der annere is en Sport un duht nids. Ferner hen mer den Mister un die Missus Peiper. Wie se schon an den Name nohtisse könne, is der Mann en Plommer un wenn se denke, daß die Leit e Lat Geld hen, dann sin se nit viel aus den Weg. Er is en guter Plommer, so weit wie seine Fschartzigheit konzert sin, badrin läßt er sich von keinem annere hiete. Was er mache duht, das siebt immer fein aus — das meint for die erschte zwei Woche odder for un dann gebt der Stoff gewöhnlich wider kaput. Well, ei dont lehr, es macht mich nids aus, wie der Mensch sei Leide mache duht, solang es nur auf strehte anneste Weg geschehen duht.

Dann sin da die Miller'sch. Er is en Inshuhrenz-Geschicht un duht zu wenigstens zwanzig Klobs un Lohdches un annere Cassiethees belange. So wie er von en neue Klob höre duht, schreibt er gleich seine Applitichschen un er ruht nit ehnder als bis er e Member is. Ich hen immer gewunnet, wie en Mann das erfordern kann, awover ich weiß jeht, daß er es nur von wege den Wifneß duhn duht. Er is so en Geschätzmann, daß er an gar nids annerscher denke duht un er duht eben Sah, wo er spreche duht mit die Worte anfrage: „Ich verfishere Ihre“. For jedes Member in all seine Klobs hat er e Inshuhrenz reddia un es sin nor drei Klüsses von Mensch, die von ihn verschont kleinie: Keut wo weniger als sechs Schilling tägliche Wehliches mache, Diebels in den letzte Eledsch

von Konfommschen un Leut, die schon gestorwe sin. Mir hen ihn jeht zwei mal gesehn un er hat den Philipp schon in die Gekzident Inshuhrenz aufgeschriowe, hat unser Haus inschuhrt un hat e Burtler Inshuhrenz for uns in Preperrehchen. Das letzte Member in unsern Klob is die Miß Grienspahn. Sie is e alte Mehd, hat awover doch noch nit die Hoffnung aufgeweie von en Hosband beglüct zu wer'n. Se is ja auch ganz neis, awover for mein Leht is se mich zu viel hinner die Menschch her. Mit ihre Gutgudigkeit kann se nit viel die duhn un for den Kiesen verzählt se immer, was se for e gute Kud un Haustieper wär. Well, wenn mer emal e Partie in ihr Haus hen, dann wer'n ich ja ausfinne, was dahinner stede duht.

Jeht kenne Se all unsere Membersch un ich sin widder emal dabel so ausschweifend gewese, daß ich Ihre noch gar nids von meine Partie riephohet hen. Well ich denke, Se könne es noch e wenig stende, Reijort is ja auch nit in einem Dag gebaut worde un e gutes Ding will lang Weile hen. Also nids for unaut.

Mit beste Kiegarbs Yours
Lizzie Kaufstengel.



Water (der seinem Sohn eine Strafe diktieren will): „Nä! sie die die Wahl zwischen Entziehung des Taschengelbs und meiner gänzligen Verachtung.“
Sohn: „Wenn ich b. ten darf, die gänzlige Verachtung, Papa.“



Er: „Was halten Sie von Lohensgrün?“
Sie: „Das kenne ich nicht, aber resedagrün habe ich sehr gern!“



„Ja jebe jeht ooch, wenn se eene Opet jeben, immer offs Anvichttheater.“
— „Warum denn?“
— „Weil id da die böhen Töne besser höre.“



(Im Theater.)
Herr: „Gestatten gnädiges Fräulein, daß ich mich vorstelle?“
Fräulein: „Aber mein Herr, da kann ich ja nichts sehen.“

Anfänge der Kochkunst.

Die Kochkunst begann mit dem Gebrauch des Feuers. Furcht und Schrecken waren die ersten Empfindungen, die den Menschen beherrschten, als er das Feuer aus dem Himmel herniederfahren sah. Nach waren dem Menschen als die herrlichen, nutzbringenden Eigenschaften des Feuers unbekannt; man sah nur, daß der gefährliche Blitz, der aus den Wolken fuhr, Tod und Verderben brachte. Und wenn bei vulkanischen Ausbrüchen das heftige Element als gewaltige Feuersäule aus dem Boden emporstieg, da geriet sogar die Erde, die man allein als fest und unerschütterlich erkannt hatte, ins Wanken.

Aber der unskultivierte Mensch lernte sich bald an die Schreden der Elemente gewöhnen. Sein immer reger Geist suchte sie sogar zum eigenen Vorteile zu benutzen; er bewahrt die durch den Blitz erzeugte Flamme, um die wilden Tiere des Waldes zu schrecken und zu verschrecken, während er sich behaglich mit seinen Genossen um das Lagerfeuer setzte, um seine Glieder zu wärmen. Mehr und mehr wurde er mit dem Element vertraut, dessen rätselhafte Erscheinung er vielleicht noch mit größerer Aufmerksamkeit betrachtete, als die Gelehrten heute die Wirkung der Elektrizität. Nachdem sie erkannt hatten, daß die Moskito's und andere lästige Insekten durch den Rauch des Lagerfeuers länger erhalten lieh als sonst. Sie begannen also, das Fleisch regelrecht im Rauch zu konservieren oder zu räuchern. So sehen wir, daß die Anfänge der Nahrungsmittel-Konservierung den Anfängen der Kochkunst vorausgingen. Denn nicht nur das Wild, sondern auch die Fische wurden getrocknet und geräuchert, um für den Fall der Not aufbewahrt zu werden. Bis dahin hatte man nur die frischen Fische ge-essen — ohne jedoch in dieser Hinsicht sehr wählerisch zu sein.

Zum Kochen gehören aber vor allen Dingen Kochgefäße. Die ersten Gefäße bestanden, wie heute als erwiesen gilt, ohne Zweifel aus Flechtwerk; die Natur lieferte das erforderliche Rohmaterial, das kaum einer weiteren Bearbeitung bedurfte. Die ersten Töpfe aus Erde und Ton wird man den Rörben nachgebildet haben; aber tochen konnte man darin nicht, weil sie zu wenig widerstandsfähig waren. In dessen erkannte man doch, daß Gefäße, die man aus bitfamem Ton gefertigt hatte, mehr noch als Troden in der Sonne durch Einwirkung des Feuers Festigkeit und Dauerhaftigkeit erlangten. Man dürfte nun annehmen, daß die Ausbildung der Töpferei der Kochkunst vorausgegangen sei. Das wäre ein Irrtum. Der Mensch verstand schon Wasser und Fleisch zu tochen, bevor er Kochtöpfe besaß. Man stellte in der tohnlängigen Erde eine Grube her, klopfte die Wände fest und machte in derselben ein Feuer an, so daß durch das Feuer die Wandung der Grube sehr hart und fest wurde. Dann schaffte man das Holz und die Aschenteile hinaus, goß Wasser in die Grube und machte dann in einem Feuer Steine glühend, die man in das Wasser hineinwarf. Nun gatte man tochenes Wasser, in dem man noch andere Nahrungsmittel tochen konnte. Und in der Tat wurde in derartiger Weise Wasser auch das Fleisch gekocht. Man tat es in gestochene Körbe, setzte sie in das tochenes Wasser und zog dann die Körbe mit dem Fleisch wieder heraus, um es zu zerleihen und zu verzehren. Wie sehr also, daß die Wilden es schon verstanden, im Wasserbad zu tochen. Einfacher wurde die Sache natürlich, als man gebrannte Tongefäße herstellen lernte.

Das wäre nun alles sehr schön gewesen, wenn man nur das Feuer anzuwenden verstanden hätte. Man kann sich vorstellen, welsch ein teures Gut ein brennendes Stück Holz darstellt, da das Feuer durch den Blitz entzündet war. Zwar konnte man an einem durch den Blitz in Brand geratenen Baum eine ganze Reihe von Holzstücken entzünden, aber dieses Feuer mußte dann auch sorgfältig bewahrt und durch ununterbrochene Zuführung neuen Materials gerührt werden. Es darf uns daher gar nicht wundernehmen, daß das Feuer in alter Zeit als etwas außerordentlich Heiliges betrachtet und verehrt wurde, und daß Priester und Priesterinnen, welche das Zerlöschens derselben verschuldeten, schwere Strafen, ja sogar den Tod erleiden mußten. Aber schließlich lernte man auch das Feuer selbst bereiten. Das erste Feuerzeug, welches in verschiedenen Erdteilen sogar heute noch zu finden ist, bestand in einem mit verschiedenen Löchern versehenen Holzstöß und einem langen, dünnen Stabe. In eines der Löcher wird leicht entzündbares morisches Holz gesteckt, dann in dieses der angepöpte Stab hineingeflohen und mit großer Geschwindigkeit in dem Loch hin- und hergedreht. Dadurch wird eine Erhitzung und ein Glimmen des morischen Holzpulvers oder Zunders bewirkt, an dem nun ein Strohhalm entzündet wird. Dieses Feuerzeug scheint über die ganze Erde verbreitet gewesen zu sein.

Es leuchtet ein, daß die unskultivierten Menschen der frühesten Zeit hinsichtlich der Nahrungsmittel nicht sehr

wählerisch waren. Es kam nicht so sehr auf den guten Geschmack, als vielmehr auf die nötige Quantität an. Noch heute pflegen sich die wilden Jägerwölfer ganz ungeheure Mengen von Fleisch in ihren Magen hineinzustopfen, da der Erfolg der Jagd ein äußerst wechselvoller und ungewisser ist und sie demgemäß gewöhnt sind, im Falle des Ueberflusses mehr als reichlich zu essen, um die Tage des Mangels um so besser überdauern zu können. Aber wir wissen auch, daß wilde Völkerschaften ziemlich wohllos Insekten und anderes Getier verzehren, in welsch höherem Maße muß dies also der Fall gewesen sein, als man die Wirkung der verschiedenen Nahrungsmittel auf den Körper noch gar nicht erprobt hatte und jedenfalls durch die Kochkunst noch in keiner Weise veredelt war. Als nun die Menschen aber erkannten, welche merkwürdige Veränderungen das erlegte Wild im Feuer annahm, daß dasselbe im eigenen Fette einen wohlgeschmeckten Braten abgab, da begannen sie denn auch die Wirkung des Feuers auf andere Stoffe zu erproben, und so wanderten nach und nach die verschiedensten Wurzeln, Früchte, Kräuter, Milch und Blut, Kröten, Schlangen usw. in den Kochtopf. So mag denn bald manches wohltochende und wohlgeschmeckende Gericht, aber auch manches abschauliche Gebräu entstanden sein, welsch ganz andere Wirkungen auf den Körper hervorrief, als man erwartet hatte. Man lernte die genießbarsten Nahrungsmittel, aber auch die Heilmittel und Gifte kennen, alles auf dem Wege des Experimentes, dem zweifellos auch viele Menschen zum Opfer gefallen sind — obwohl gewiß der rohe Urmench nicht so leicht durch einen Blätscher zugrunde ging, wie der so veredelte und empfindsame Kulturmench. Fred Hood.

Soldatenbriefe aus Tripolis.

Die italienischen Blätter veröffentlichten viele Briefe von Militärs in tripolitanischen Krieg. Sie alle vertragen den guten Geist und die hingebende Stimmung der Truppen. Der Corriere della Sera druckt einen festlichen Brief ab, der ein kleines, aber verlustreiches Gefecht schildert. Er stammt aus der Feder eines einfachen Soldaten aus Parma und lautet: Ich schreibe Euch noch unter dem Eindruck der Ereignisse, die am Morgen des 22. Dezembers beim „Römertag“ unweit Tobrut die Maschinenengewehrkompanien des 20. Infanterieregiments trafen. Beim Morgenrauschen waren wir noch vor dem Waden in unser Baracke schon wieder auf den Beinen und standen unter Waffen. Wir hatten ungefähr sieben Kilometer von Tobrut vorzurücken, um das Gelände aufzuklären und eine Kompanie des 5. Pionierbataillons zu bedien, die eine Straße baute. Unsere Maschinengewehr-Abteilung, die hier die Kompanie Parma hieß, weil wir fast alle aus Parma stammten, war bekannt durch ihre Eintracht und Fröhlichkeit; wir sangen und lachten den ganzen Tag.

Wir entfernens uns vom Meere und steigen die Höhen hinauf, die den schönen Hafen von Tobrut umschließen, in dem unsere dunkeln Schiffstöße unbeweglich ruhen. Die Sonne hat sich schon aus dem Meer erhoben und war wie ein feuriger Schild zwischen aufgereimten Wolken, als wir schon außer Sicht des Meeres nach Durhquerung von Tälern und Hügelreihen in ein schönes Blachfeld hinausmarschieren, das sich rechts, von fetten, grünen Grasbüscheln besetzt, bis zum Meere ausdehnt, vor uns von einer Höhenkette begrenzt ist und links bis zu den Thürmen des Römertages reicht. Schritt für Schritt fuhren wir das Gelände rechts mit unseren Gläsern ab, durchwühlten jeden Strauch bis zu den gegenüberliegenden Bergen, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken; links hat ein Zug von 50 Mann der 9. Kompanie Beobachtungsposten aufgestellt, während das Gros links am Römertag Stellung nimmt, etwa 200 Meter von uns.

Die 5. Pioniere arbeiten hinten in einem tiefen Taleinschnitt. Sie hatten sich durch die vorgeschobene Aufklärungsabteilung völlig geichert. Zum Glück fällt es unserm Hauptmann ein, mit den vier Maschinengewehre Schwentungen und Übungen auszuführen zu lassen. Er kommandiert also: Zum Vorgeh'n Marsch! und Gewehre frei! Die Befehle werden mit gewohnter Schnelligkeit ausgeführt. Dann läßt er uns mit den Gewehren eine Schwentung links nach dem Römertag machen. Während die Schwentung ausgeführt wird, stehe ich beim vierten Gewehr, dessen Bedienung ich seit einer Woche zugewiesen bin. Ich bin der Nächste am Römertag, am weitesten entfernt von der Mündung des Tales, wo die Pioniere arbeiten. Die Schwentung ist noch nicht beendet, als plötzlich von links Schiffe knallen. Wer sieht? Die Araber? Unmöglich. Auf jener Seite ist unser Zug, der uns benachrichtigt hätte, außerdem haben die Augen nicht das dumpfe Brummen der Bleigeschosse aus den Mauer-Gezwehen, sondern das scharfe Pfeifen unserer Stahlmantelgeschosse. Wir fürchten uns daher, Feuer zu geben, um nicht unsere Leute vor uns zu treffen; aber siehe, plötzlich tauchen kaum 20 Meter entfernt von den Felsen des Römertages Türken und Araber wie uns dem Boden auf und nehmen uns heftig aufs Korn. Wir sind

unserer vierzig gegen fünfhundert. In der ersten Reihe zwösf Mann nur mit Revolvern bewaffnet, darunter auch ich; in der zweiten Reihe fünfzehn Jäger mit Karabinern, die ihre Maultiere nicht verlassen können. Andere jeht von unserer Bleiweltung sind zur Aufklärung über des Gelände zerstreut. Wir befinden uns in einer verzwickelten Lage. Der Hauptmann fordert uns auf, Widerstand zu leisten, da er Hilfe hofft es unsere Pflicht ist zu verhindern, daß der Feind in das Tal eindringt, wo die Pioniere arbeiten, weil diese sonst aufgerieben würden. Der Feldwebel Straffardi, Richtschütze von meinem Maschinengeschütz, wird mitten in die Brust getroffen, während er das Gewehr aufzurichten sucht, und fällt neben mir mit dem Gewehr zu Boden. Im Fallen bricht der Stahlmantel des Rechts, das Gewehr ist unbrauchbar. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Aufstehen und meinen Revolver abfeuern, wäre Unsin, ich würde sofort erschossen werden; ich liege in nächster Nähe der Feinde, die in großer Zahl ausschwärmen, und bin am weitesten von der Strafe entfernt. Auf allen Wieren, mich möglichst auf den Boden dundend, kriech ich zwischen den Grasbüscheln zurück. Die Augen pfeifen mit um den Kopf und Brust; wenn ich still halte, schlagen sie vor mir ein, wenn ich mich bewege, pfeifen sie hinter mir; dann wieder stelle ich mich, als ob ich tot wäre.

Unterdessen fallen andere Kameraden dem ungestümen Ansturm der Feinde zum Opfer. Als zweiter fällt Leutnant Boella; der Feldwebel Chiesa erhält einen Schuß in das Gesicht in dem Augenblick, wo er trüben das zweite Gewehr aufseuert. Er sinkt zu Boden, greift mit den Händen ins Gesicht und empfiehlt sein Gewehr dem nächsten Mann. Der Hauptmann Martucci springt zum zweiten Gewehr, das schlecht arbeitet, weil der Lademechanismus von einer Kugel getroffen ist, und sucht den Schaden auszubessern. Aber vergebens. Dann reißt er einem Soldaten das Gewehr aus der Hand und feuert aufrechtstehend, die anderen ermuntern. Ich sehe ihn noch in diesem Augenblicke, allen andern voran, kämpfend wie ein einfacher Soldat und rücklings fallend, mitten in die Sitten getroffen. Der Feldwebel Ginfredoni vom dritten Gewehr wird plötzlich freibleich, eine Kugel hat ihn an der Wange getroffen und bis zum Genick getreift. Trotzdem hat er noch die Ruhe und die Kraft, sein Gewehr auf die Schulter zu nehmen und es einige jeht Meter zu tragen, bis er es, ganz erschöpft, fallen läßt und teils mit eigener Kraft, teils von Kameraden gestützt, sich zum Strand hinunter-schleppt.

Dem Feldwebel Buzzi wird, während er den Karabiner abfeuert, ein Arm zermetert. Trotzdem hört man keinen Schmerzenslaut. Während er sich um das zweite Gewehr bemüht, um es auszubessern, trifft eine andere Kugel denselben Arm; und nur die inständigen Bitten des Hauptmanns können ihn beregen, sich in Sicherheit zu bringen. Der arme, gute Feldwebel! Wund und blutend begehrt er ihm. Sein Gesicht ist von Schmerz entstellt. Sein Arm ist zweimal zermetert und hängt bewegungslos den Körper herab. Ich will ihm helfen. „Nein, nein,“ sagt er mit schwacher Stimme, „ich gehe allein. Reite die Munitio.“ Pierre Del Campo ist von mindestens vier Kugeln verwundet, dabei aber feuert er noch stehend mit seinem Revolver auf den nahen Feind. Jeht kürzen sich schon die Araber über das kleine Schlachtfeld, um Beute zu machen und die Toten zu berauben. Aber die tapfere zweite Kompanie der 5. Pioniere kommt im Laufschritt zu Hilfe. Sie wirft die Feinde zurück und zwingt sie, drei von den vier Geschützen, die sie uns abgenommen haben, zurückzulassen. Aber trotzdem wurden unsere Toten vollständig gelünder, kein Feind wurde ihnen auf dem Leibe gelassen. Während die Pioniere den Feind zurückwarfen, kam auch die Gebirgskillerie herbei und die Kriegsschiffe unterstützten die Unfrigen mit ihren schwersen Geschützen. Der Kampf dauerte bis 2 Uhr nachmittags. Mit schien es, als ob erst eine Stunde vergangen sei. Wie ich aus diesem Gewezel entrann, weiß ich nicht mehr. Was mich rettete, war eine unbewußte Eingebung, die mich die Gefahr abnen und vermeiden ließ, ohne sie zu sehen. Ich wurde mit andern Ueberlebenden von einer Partasse aufgenommen, die eilends gelandet war. Ich war an der rechten Hand von unzähligen Steinpflittern verwundet, aber nur leicht. Ich wurde verbunden und lehrte in meine Baracke zurück. Viele tühne Taten wurden in diesem Gefecht vollbracht. Der Feldwebel Vonsanti verlor seine zwei Mann, er war der einzige Richtkanonier, der lebend davon kam und der letzte, der sein Gewehr verlor, das besser als alle funktionierte. Als die Munitio ausgegangen war, aus unmittelbarer Nähe vom Feind bedrängt, schoß er mit seinem Revolver auf die Gegner. Doch beim sechsten Schuß riß ihm eine feindliche Kugel die Revolvertrommel weg. Er zog sich dann allein zurück, ohne verbunden zu werden. Bevor er jedoch zum Revolver griff, war er an den gesunkenen Hauptmann herantreteten, der ihm die letzten Worte zuklüßerte: „Loh' mich, bringe die Maultiere in Sicherheit.“ Nicht weniger heldenmütig war die Haltung des Sergeanten Mondelli. Am Halfe

verwundet, kümmerte er sich nicht darum, er lief zu den Pionieren, um den Feinden die eroberten Gewehre abzunehmen, und lehrte dann noch einmal zum Kampfplatz zurück. Bevor der Feind in unsere Stellung eintrat, wollte der Sergeant sich noch vergewissern, daß keiner unserer Kameraden mehr am Leben sei; und auf allen Wieren trod er von dem einen zum andern und legte sein Ohr auf Mund und Herz der Gefallenen, um zu horchen. Die Feinde waren nur wenige Schritte weg. Er sah auch, wie unser armer Hauptmann geplündert wurde. Auf fünf Schritte Entfernung nahm er einen Zweikampf mit einem Araber auf. Es wurde ihm der Feindenschaft zerchosfen, aber der Araber blieb tot liegen. Erst als die Feinde ihm auf den Leib rückten, brachte er sich in Sicherheit.

Der Regen des Meeres und seine Opfer.

Fast so groß, wie die Schätze sind, die das Meer uns bietet, sind auch die Opfer, welche die See alljährlich fordert. Die Fischer von Gloucester in Massachusetts hielten etwa 100,000,000 Pfund Fische im verfloffenen Jahre aus dem Wasser des Nord-Atlantik, aber nicht weniger als 22 wackere Männer büßten ihr Leben dabei ein, die 22 Witwen und 44 Kinder hinterließen, um ihren Tod zu beklagen. Jedes Jahr findet in dem Orte eine Art öffentlicher Abrechnung statt — den Gewinn, den die Männer aus der See gemacht, und die Opfer, die der Ocean gefordert — eine Zeremonie, die wohl nirgend in der Welt ihres Gleichen hat. Seit dem Jahre 1860 sind über 4000 weitere, tapfere Männer von Gloucester nach den großen Bänken ausgefahren, um nie wiederzukehren. Das ist in der Tat ein entsetzlicher Verlust an Leib und Leben. Und jedesmal nach einer dieser jährlichen Abrechnungen trauert Gloucester, während der Ocean seine gewaltigen Wogen gegen die Felsen von Cape Ann und Marblehead schleudert, als wollte er die Granitblöcke dort mit fortreißen. — Aber die Trauer der Fischer ist kurz. Das Leben macht seine Forderungen unerbittlich geltend, und der Kampf mit Wind und Wogen ist dem dort heranwachsenden Geschlecht zur zweiten Natur, beinahe zur Tafeinsbedingung geworden. Sobald die fürderlichsten Winterhütten ausgetobt haben, rüsten auch die Fischer sich zu neuer Tätigkeit. Die Segel glänzen im Sonnenlicht, die Jungen wie die Alten unter der männlichen Bevölkerung bemannen die Boote, und hinaus zieht die Flotte den Neufundland-Bänken zu, und das alles so ruhig und unerschrocken, als ob nie im Orte ein Gedanktag begangen, nie eine Abrechnung zwischen dem, was die See gibt und was sie nimmt, stattgehabt hätte. Es ist ein eigentümliches Geschlecht, das dort aufwächst in dem langen und schweren Kampf um ein kärgliches Dasein.

Der pathologische Napoleon.

Die physischen Merkmale für die nicht nur von Lombroso behauptete geistige Entartung Napoleons I., der bekanntlich Epileptiker war, sind nach dem dem genannten Forscher folgende: „Napoleon klafferte mit ausgestreckten Armen trotz seiner geringen Körperlänge wenig über 5 Fuß weit mehr, ein Verhalten, das die Psychiater als degenerativ bezeichnen. Sein Kopf besaß mehrere Anomalien, besonders die bekannten mächtigen Unterliefer mit Halsbaffenfortsatz, vorprominende Augenbrauenbögen, wenig Bart, bedeutende Asymmetrie des Gesichts, wie man an den Bildern aus seiner Jugend erkennen kann, als die Schmeldelei Gesicht und Ausdruck noch nicht in den Augen der Welt ungestaltet hatte. Die Beine waren im Verhältnis zum Rumpf zu kurz, der Kopf sah zwischen den Schultern, der Rücken war leicht gekrümmt. Napoleon hatte merkwürdige Empfindungsstörungen, so daß er selbst im heißen Sommer heißen ließ, beflagte sich über Gerüche, die niemand wahrnahm, er war außerordentlich leicht reizbar, besonders an feuchten Tagen usw. Wie die meisten Epileptiker hatte er häufig Muskelzittern, namentlich wenn er erregt war. Im Jahr 1804 er die Waden zusammen. Sehr oft, wenn ich etwas Neues zu beschäftigen anfing (und das war bei seiner übrigens auch den Psychiater als Entartungszeichen geltenden Neuerungslust sehr häufig der Fall), versiel er in den sogenannten Jacksonschen Anfall, verdröhte den rechten Arm, hob die rechte Schulter und bewegte trampfhaft Lippen und Kiefer. Seit seiner Jugend hatte er oft Konvulsionen.“ An der bei ihm wissenschaftlich einwandfrei festgestellten Epilepsie litt, wie Napoleon und andere hochbegabte Männer, bekanntlich auch Julius Cäsar.

Ausländerei.

Lehmann: „Well — ich bin Engländer!“
Schulze: „Wieso — Sie stammen doch von deutschen Eltern und haben immer in Deutschland gelebt.“
Lehmann: „Well! Aber ich bin während einer Reise meiner Mutter in London geboren.“
Schulze: „Dann allerdings! Denn wenn Sie zufällig in einem Stall geboren wären, wären Sie jedenfalls ein Kalf.“